

USA

Der Gentleman

Jon Huntsman will Präsident werden. Der erfahrene Diplomat ist ernster und leiser als die anderen Republikaner, gerade deswegen muss Präsident Barack Obama ihn fürchten.

Journalisten, ja selbst Spaziergänger im Park der Völkerfreundschaft. In Provinzstädten wie Gomel, Grodno oder Pinsk hatte die Staatsmacht präventiv alle zentralen Plätze gesperrt.

Auf ihrer Internetseite riefen die sozialen Netzwerker den Präsidenten auf, „verbrecherische Befehle“ an seine Sicherheitskräfte zu unterlassen: „Wir wenden uns nicht an Ihr Gewissen, denn Sie haben keines. Aber wenigstens Gott sollten Sie fürchten.“

Der paranoide Staatschef glaubt, dass die Proteste Teil eines „Informationskrieges“ gegen ihn sind, ja, dass alle, die jetzt auf die Straße gehen, dafür Geld vom Westen erhalten. „Das sind Volksfeinde, das ist die fünfte Kolonne“, erklärte er vorigen Donnerstag bei einem Auftritt in der Provinz. Um sich dann über die inzwischen Verhafteten lustig zu machen: „Wenn die EU sie haben will, setzen wir sie morgen in einen Waggon und schicken sie dorthin – sogar die, die noch in Freiheit sind und jetzt auf den Plätzen herumbrüllen.“

So ähnlich sprach, vielleicht eine Spur weniger salopp, Erich Honecker in den letzten Tagen der DDR. Auch die Minsker Zeitungen lesen sich inzwischen wie die in Berlin im Herbst 1989, vor allem Lukaschenkos tristes Regimeblatt „Sowjetisches Weißrussland“: Dort wird fast täglich über den „inhumanen Westen“ und dessen gescheitertes Demokratiemodell gewettert – und zu mehr Anstrengungen im Wettbewerb der Werktätigen und zur konsequenten „Selbstversorgung“ aufgerufen.

Gelingt es Lukaschenko, mit ausländischen Krediten den Zerfall seiner Wirtschaft aufzuhalten? An dieser Frage wird sich sein Schicksal entscheiden. Der Internationale Währungsfonds und Russland haben Gelder zugesagt. Doch der große Nachbar im Osten verliert inzwischen die Geduld mit Lukaschenko, Moskau zahlt nur noch, wenn Minsk im Gegengeschäft sein Tafelsilber verkauft. Vorige Woche rief Gazprom-Chef Alexej Miller an – und ließ wissen, dass er auch die letzten Anteile am weißrussischen Pipeline-Betreiber Beltransgas zu übernehmen gedenke.

Europas letzter Diktator sei lange sehr populär gewesen, sagen russische Landeskenner, er hätte diese Popularität in wirtschaftliche Reformen investieren können. Jetzt aber habe er endgültig die Chance für eine legitime Transformation seines Systems verpasst.

Lukaschenko, der vater- und mutterlos aufgewachsene Dorfjunge, der sich so in die Macht verliebte, verliere immer mehr den Kontakt zur Realität, sagt sein Moskauer Biograf Walerij Karbaljewitsch: „Er weiß nicht mehr, was in seinem Land vor sich geht. Nichtwissen aber produziert Angst.“

CHRISTIAN NEEF



Wahlkämpfer Huntsman, Tochter Asha: „Der bessere Präsident, nicht der bessere Amerikaner“

Sie haben ihm einen Cheeseburger aufgehoben, den traurigen Rest einer Grillparty, der auf einem weißen Pappsteller ruht und unter der gnadenlosen Mittagssonne zusammengeschrumpelt ist. Einen Bissen davon darf er nehmen, dann tritt die Gastgeberin vor die kleine Gesellschaft in ihrem Garten in Belmont, New Hampshire, eine robuste Frau mit einem clownhaften Sonnenhut auf dem Kopf, und sagt, sie habe da noch ein Geschenk für ihn.

Es ist der 4. Juli, Amerikas Nationalfeiertag, und wie alle anderen republikanischen Präsidentschaftsbewerber ist Jon Huntsman unterwegs, um Stimmen zu sammeln. Seine Frau und zwei seiner sieben Kinder begleiten ihn, darunter die fünfjährige, aus Indien stammende Adoptivtochter Asha, sein Nesthäkchen. Es ist

ein Tag voller Paraden und Partys, ein Marathon des Händeschüttelns, die unvermeidbare Tortur auf dem Weg zum höchsten Amt in den USA.

„Wir fühlen uns geehrt, dass Sie da sind“, sagt Linda Frawley, die Gastgeberin, „und wir hoffen natürlich, dass Sie wiederkommen.“ Dann hält sie ihm einen Schneekratzer hin, um den sie ein rotes Band gewickelt hat. Ihr Geschenk.

Es soll eine Anspielung auf die ersten Vorwahlen sein, die im kommenden Februar in New Hampshire abgehalten werden, wenn der Schnee hier hüfthoch liegt und man ohne Eiskratzer kein Auto flottkriegt.

Nicht alle Bewerber schaffen es überhaupt nach New Hampshire, und für Huntsman, den Überraschungsbewerber, wäre das ein großer Erfolg.

Er nimmt den Eiskratzer entgegen und prüft die Schärfe der Kante, als könne er ihn auch als Waffe verwenden. Es würde zu diesem Wahlkampf passen, in den er gerade hineingeplatzt ist und der so hitzig, so gehässig geführt wird wie selten zuvor. Allerdings nicht von ihm, der immer höflich bleiben will, sachlich, zivil.

Huntsman ist ein Diplomat, ein Gentleman mit grauem, sauber gescheiteltem Haar und einer tadellos schlanken Figur. Wenn er redet, wütet er nicht, er strahlt die Leute nur mit seinem breiten, gewinnenden Lächeln an.

Keinen seiner möglichen Gegner fürchtet der Demokrat Barack Obama so sehr wie Huntsman, denn der spricht, wie der Präsident selbst, die Wähler der Mitte an – Leute, die zu klug sind, um auf die Parolen der populistischen Tea-Party-Bewegung zu hören. Auch Obama braucht diese Wähler, um wiedergewählt zu werden. Und wenn Huntsman aus den republikanischen Vorwahlen als Sieger hervorgeht, könnte es ernst werden für den Präsidenten.

Amerika hat sich seit der Finanzkrise verändert, fast aller Optimismus ist verfliegen. Huntsman aber will Mut machen, nicht aufhetzen. Das unterscheidet ihn von möglichen Kandidaten wie Sarah Palin oder Michele Bachmann, Wortführerinnen der Tea Party, die alles, was ihnen nicht passt, als unamerikanisch verdammten. „Es geht nicht darum, wer der bessere Amerikaner ist“, sagt er, „sondern wer der bessere Präsident ist.“

Während alle anderen Bewerber Obama kleinzureden versuchen, will Huntsman sich groß machen. „Obamas Wahlkampf ist der Goldstandard, das müssen wir toppen“, sagt sein Wahlkampfmanager.

Huntsman ist kein normaler republikanischer Bewerber. Er ist Mormone, aber nicht besonders religiös. Er setzt sich für Umweltschutz ein, hat nichts gegen gleichgeschlechtliche Partnerschaften, hält sogar Obamas Konjunkturprogramm für grundsätzlich richtig und weigert sich, den Präsidenten zu dämonisieren – wie der rechte Flügel der Republikaner das tut.

Vor zehn Wochen erst ist Jon Huntsman mit seiner Familie aus Peking zurückgekehrt. Er war dort zwei Jahre lang Botschafter – Obamas Botschafter. Viele hatten nicht erwartet, dass er gegen seinen ehemaligen Chef in den Wahlkampf ziehen würde.

Als ihn Obama nach Peking schickte und damit auf einen der wichtigsten Posten der US-Diplomatie, war das auch ein geschicktes Manöver, um einen potentiellen Gegner zu eliminieren. Damals war

Huntsman Gouverneur von Utah, einem Bundesstaat, der die Wirtschaftskrise gut überstanden hatte.

Als Botschafter konnte Huntsman keinen Wahlkampf vorbereiten, amerikanischen Diplomaten ist parteipolitisches Engagement strikt untersagt. Wochenlang planten seine Leute, ohne ganz sicher zu sein, ob er überhaupt antreten wolle. Sie stellten sich auf eine Kampagne ein, die sich grundsätzlich von denen der republikanischen Rivalen unterscheiden sollte.

Als Huntsman am 4. Juli in Amherst, New Hampshire, eintrifft, um an der traditionellen Parade teilzunehmen, ist einer dieser Rivalen bereits zur Stelle: Mitt Romney, 64, der andere Mormone – und Huntsmans größter Konkurrent.

Romney ist immer schon da, wo Huntsman das erste Mal hinkommt, denn der ehemalige Gouverneur von Massachusetts hat seit seiner gescheiterten Präsidentschaftsbewerbung vor vier Jahren

redet nicht anders als die anderen Bewerber. China ist für ihn eine „Bedrohung“, und an der Misere ist Obama schuld. „Ich kann mich an solchen Debatten nicht beteiligen“, sagt Huntsman, „der einzige Weg, nicht verrückt zu werden.“

Immer wieder hat er in Asien gelebt, als Missionar, als Geschäftsmann, als Diplomat. Er spricht fließend Chinesisch, er kennt die Wahrheit auch von der Seite der Chinesen, die Schwächen, die Sorgen. „Ich habe Amerika aus 10 000 Meilen Entfernung gesehen, und von dort betrachtet ist Amerika noch immer großartig.“

Er wirkt entspannter als andere, er beeindruckt als jemand, der nicht unbedingt Präsident werden muss, der auch etwas anderes machen könnte. Sein Vater ist Milliardär, er hat damals die Big-Mac-Styroporschachteln erfunden. Huntsman junior muss sich das alles nicht antun, den Wahlkampf, die Cheeseburger, den Eiskratzer, Mitt Romney. Er ist 51. Er

könnte jederzeit aufhören damit.

„Der Wahlkampf wird ein Marathon“, sagt er, „und wir sind gerade erst bei den Dehnübungen.“

Es wird nicht leicht werden für ihn, vor allem in den republikanischen Vorwahlen nicht, die von der Wut leben und in denen jedes Schimpfwort belohnt wird. Je unverschämter die Sprache, desto üppiger die Spenden.

Wird er es schaffen, mit Höflichkeiten in die Schlagzeilen zu kommen, ohne Obama frontal anzugreifen? Der hat keine Gelegenheit ausgelassen, seinen ehemaligen Botschafter zu loben, als „außergewöhnlich“, als „meinen Kumpel“, weil er weiß, wie schädlich das für Huntsman ist. „Seine Freunde in China würden sagen, er ist das wahre Yin zu meinem Yang“, scherzte der Präsident kürzlich, „und ich werde dafür sorgen, dass alle seine Wähler davon erfahren.“

Die Sonne steht bereits tief über New Hampshire, als Huntsman an einem Ausflugslokal an einem Badesee stoppt, um seiner Tochter ein Eis zu kaufen. Ein letzter Termin wartet auf ihn, eine letzte Grillparty an diesem Nationalfeiertag, aber bevor er wieder ins Auto steigt, steuert er noch einmal einen Tisch an, an dem eine Frau sitzt. „Ich bin Jon Huntsman“, sagt er, „und will Präsident werden.“

Die Frau schaut ihn verdutzt an, sie hat ihn offenbar noch nie gesehen und sagt schnell etwas Nettes, um ihre Verlegenheit zu überspielen. Aber da ruft schon Huntsmans Tochter empört: „Daddy, die Frau kennt dich ja gar nicht.“

Huntsman lächelt und legt ihr seine Hand auf den Kopf. „Weißt du, wir waren ja auch lange nicht mehr hier. Das ist normal.“

MARC HUIJER



Präsident Obama: „Das wahre Yin zu meinem Yang“

nicht aufgehört, sich erneut zu bewerben. Er führt die Umfragen an und darf auch in Amherst als Erster laufen, weil er sich für die Parade bereits angemeldet hat, als Huntsman noch in Peking war.

Sie mögen sich nicht, aber heute ist ein Treffen unvermeidlich. Sie schreiten wie Gladiatoren aufeinander zu. Es ist ein kurzer Händedruck, zwei Sätze nur. „Willkommen in New Hampshire“, sagt Romney, der das Heimrecht beansprucht. „Schöner hier als in Peking, oder?“

Da ist sie wieder, diese politische Schlichtheit, mit der ein weitgereister Mann wie Huntsman sich so schwertut: Amerika gut, China böse – so werden zurzeit amerikanische Debatten geführt, und Romney, den sie in Huntsmans Team „Romney 5.0“ nennen, weil er seine Meinung mindestens fünfmal geändert hat,